

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER



NICHOLAS A. CHRISTAKIS

BLUEPRINT

Wie unsere Gene das
gesellschaftliche Zusammenleben prägen

Aus dem Englischen von Jürgen Neubauer

S. FISCHER



Erschienen bei S. FISCHER

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2019
unter dem Titel »Blueprint. The Evolutionary
Origins of a Good Society«
im Verlag Little, Brown Spark, New York
© 2019 by Nicholas A. Christakis

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2019 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-011351-1

KAPITEL 1

Die Gesellschaft in uns

Meine Mutter wuchs nach dem Zweiten Weltkrieg als Griechin in Istanbul auf und verbrachte als kleines Mädchen ihre Sommerferien auf der Insel Buyukada nahe der Küste. In den siebziger Jahren unternahm sie mit uns Kindern einen Ausflug auf die Insel. Die Griechen nannten sie Prinkipos (Prinzeninsel), sie mochten den türkischen Namen nicht. Leo Trotzki kam 1929 hierher ins Exil, und seither hatte sich das Eiland kaum verändert. Damals wie heute sind Autos verboten, weshalb sich die Menschen zu Fuß, auf Eseln oder mit Pferdekutschen fortbewegen. Als wir nach Buyukada kamen, lagen die letzten Ferien meiner Mutter bereits 20 Jahre zurück, da die Griechen in den fünfziger Jahren während einer Zeit der ethnischen Konflikte die Türkei verlassen mussten.

Mein Bruder Dimitri und ich waren sechs und acht Jahre alt. Wir sprachen Griechisch, aber kein Türkisch. Trotzdem wagten wir uns auf die Straße und trafen dort auf ein gutes Dutzend Jungen, mit denen wir spielen konnten. Wir wohnten im alten Haus meines Großvaters mit seinem Holzofen und den Fensterläden, von denen die grüne Farbe abblätterte. In den bewaldeten Hügeln hinter dem Haus trafen wir uns zunächst in einer großen Gruppe, erforschten gemeinsam die Umgebung und verständigten uns per Zeichensprache über die dringende Notwendigkeit, möglichst viele Tannenzapfen zu sammeln. Unweigerlich teilten wir uns dann in zwei Gruppen, die sich mit Zapfen bewarfen und versuchten, einander in gut geplanten Überfällen die Munition zu klauen. Gleichzeitig entstand eine einfache Form der Marktwirtschaft: Die kleinen grünen Zapfen, die leichter zu werfen waren, wurden gegen die schönen großen

Zapfen getauscht, deren brüchige Schuppen in unserer Phantasie explodierten wie Handgranaten. Da unsere Waffen durch die Verwendung nicht zerstört wurden, vergrößerte sich mit jedem Angriff das Arsenal des Gegners. Dieses Spiel mit den Kleinkriegen, der Tauschwirtschaft, der Solidarität in der Gruppe und den Täuschungsmanövern konnte uns stundenlang beschäftigen.

Natürlich waren die türkischen Jungen in vieler Hinsicht anders als wir. Sie hatten kürzere Haare und trugen Westen. Sie warfen die Zapfen seitlich aus der Hüfte und nicht über die Schulter. Und sie kannten das Gelände. Doch das waren kleine Unterschiede, die sich leicht ignorieren ließen. Unser Spiel, das wir ohne Worte spielten, war für alle verständlich. Obwohl wir durch erhebliche sprachliche und kulturelle Barrieren getrennt waren, konnten wir gemeinsam eine vertraute kleine Gesellschaftsordnung schaffen und unseren Spaß daran haben.

Das Kinderspiel dient unter anderem dem Zweck, das Verhalten von Erwachsenen nachzuahmen und deren Rollen einzuüben. Aber es geht nicht nur darum zu lernen, sich wie Erwachsene zu verhalten. In vielen Gesellschaften von Jägern und Sammlern werden die Kinder im Spiel oft sich selbst überlassen, und die Erwachsenen wissen kaum, was ihre Sprösslinge anstellen. Das Spiel entsteht spontan und unbeaufsichtigt. Solche Spiele – freiwillig, selbstmotiviert und nur dem Spaß dienend – beinhalten oft »Experimente im Zusammenleben«, wie wir und unsere türkischen Freunde sie auf der Insel praktizierten.¹

Ein Anthropologe beschrieb einmal eine feste Spielgruppe von 13 Kindern auf der Insel Ua Pou, die zu den Marquesas gehört, wie folgt. Die zwischen zwei und fünf Jahre alten Kinder wurden über Monate hinweg täglich beobachtet, während sie unbeaufsichtigt in der Nähe des Strands spielten (ein Ort mit starker Brandung und scharfen Lavafelsen, an dem sie Zugang zu Macheten, Äxten und Streichhölzern hatten). »Sie organisierten Aktivitäten, legten Streitigkeiten bei, vermieden Gefahren, gingen mit Verletzungen um,

verteilten Güter und verhandelten mit anderen, die vorüberkamen, ohne dass sich Erwachsene eingemischt hätten.«²

Von Mitte der fünfziger bis Mitte der siebziger Jahre führten die Anthropologen Beatrice und John Whiting eine systematischere Vergleichsstudie von spielenden Kindern in aller Welt durch (in Nyansongo in Kenia, Khalapur in Indien, Juxtlahuaca in Mexiko, Tarong auf den Philippinen, Taira in Japan und in »Orchard Town«, einem Pseudonym für eine Ortschaft im Nordosten der Vereinigten Staaten). Dabei kamen sie zu dem Schluss, dass sich zwar die typischen Begleiter, Aktivitäten, Spielsachen und Orte des Spiels je nach Geschlecht, Alter und Kultur erheblich unterscheiden konnten, dass es jedoch große Ähnlichkeiten im Sozialverhalten und den Interaktionsformen der Kinder im Spiel gab.³

Man könnte Gesellschaften als eine Art vergrößerte Version des Kinderspiels sehen. In seinem Buch *Homo Ludens*, dem 1938 erschienenen Klassiker zum Thema Mensch und Spiel, geht der Kulturhistoriker Johan Huizinga so weit zu sagen, »dass die menschliche Gesittung dem allgemeinen Begriff des Spiels kein wesentliches Kennzeichen hinzugefügt hat«.⁴ In ihrem Spiel schaffen Kinder oft spontan eine Art vorübergehende Miniaturgesellschaft. Von klein auf können wir offenbar nicht anders.

Kinderspiel

Knapp 50 Jahre später weiß ich, dass die Spiele, die mein Bruder und ich damals mit den türkischen Jungen spielten, ein hohes Maß an sozialer Organisation aufwiesen mit Eigenschaften, die ich heute mit Fachbegriffen beschreiben kann: Begünstigung der eigenen Gruppe, Komplementarität, soziale Hierarchie, kollektive Kooperation, Netzwerktopologie, soziales Lernen und evolutionäre Moral.

Inzwischen habe ich mein eigenes Labor, doch diese Themen treiben mich noch immer um. Wir haben eine eigene Software ent-

wickelt, um Freiwillige in aller Welt zu finden und zu untersuchen, wie sie sich in virtuellen Miniaturgesellschaften verhalten. Ich manipulierte die sozialen Interaktionen dieser Gesellschaften, zum Beispiel indem ich nach dem Zufallsprinzip einige Teilnehmer arm und andere reich mache oder indem ich Bots einsetze, die sich als Menschen ausgeben, um zu beobachten, welches Unheil sie anrichten können. Dabei geht es mir immer darum, tiefer in die Ursprünge des menschlichen Soziallebens vorzudringen und zu verstehen, woher Kooperation, Zusammenhalt, Hierarchie und Freundschaft kommen. Außerdem erforschen wir die Evolutionsbiologie dieser Phänomene und suchen in unseren modernen Experimenten nach den uralten Wurzeln des menschlichen Zusammenlebens.

Ein eher deprimierendes Phänomen, das wir beobachtet haben, ist die erwähnte Begünstigung der eigenen Gruppe. Es ist dieses warme Zugehörigkeitsgefühl, das ich auf Buyukada erlebt habe. Diese Begünstigung der eigenen Gruppe kann man schon bei Vorschulkindern beobachten, und viele Wissenschaftler haben untersucht, ob es sich dabei um eine angeborene Anlage handelt. In einem Experiment bekamen Fünfjährige T-Shirts mit unterschiedlichen Farben (rot, blau, grün und orange), dann zeigte man ihnen Fotos von Kindern, die T-Shirts in diesen Farben trugen. Die Kinder wussten, dass sie ihre Farbe nach dem Zufallsprinzip erhalten hatten, und die Kinder auf den Fotos unterschieden sich in nichts außer der Farbe ihrer Hemdchen. Trotzdem bevorzugten die Teilnehmer die Kinder mit denselben Hemdfarben, sie gaben ihnen mehr von einer knappen Ressource (Spielzeugmünzen) ab und hatten eine positivere Meinung von ihnen.⁵ Außerdem hielten sie die Kinder ihrer Farbgruppe für freundlicher und glaubten, dass sie eher bereit sein würden, Spielsachen mit ihnen zu teilen. Und schließlich erinnerten sie sich eher an positive Handlungen ihrer Farbgruppe und gaben in Beschreibungen von ihresgleichen überwiegend positive Informationen weiter. Und das alles nur, weil sie zufällig ein T-Shirt mit einer bestimmten Farbe erhalten hatten. Andere Untersuchungen

stellen fest, dass diese Verzerrung bereits im Alter von drei bis fünf Monaten wirksam ist, was die Vermutung bestätigt, dass es sich um ein angeborenes Verhalten handelt.⁶

Doch das ist nicht die einzige sozial relevante Befindlichkeit, mit der wir zur Welt kommen. Daneben scheinen wir von Geburt an über ein rudimentäres moralisches Empfinden zu verfügen. Und so wie die Geometrie Euklids auf einer Handvoll von Axiomen aufbaut, scheinen diese angeborenen moralischen Grundsätze ein Fundament für unser Sozialverhalten zu sein, das erst später durch Erfahrung und Erziehung geformt wird.

So hat beispielsweise der Psychologe Paul Bloom mit Hilfe einiger geschickter Experimente schon bei drei Monate alten Säuglingen ein Gespür für Fairness und Gegenseitigkeit beobachtet – beides entscheidende Voraussetzungen für Kooperation.⁷ In einem Experiment sahen die Babys ein blaues Quadrat, das einem roten Kreis einen Berg zu besteigen »half«, und ein gelbes Dreieck, das den Kreis hinunterdrückte. Vor die Wahl gestellt, entschieden sich die Babys wie zu erwarten für das blaue Quadrat. (In Kontrollversuchen wurden die Rollen vertauscht, um sicherzustellen, dass nicht die Farben und Formen die Ursache für die Vorliebe waren.)⁸ In anderen Versuchen unterschieden Säuglinge zwischen Puppen, die anderen Puppen bei einer Tätigkeit halfen, und solchen, die sie dabei störten. Die Kinder bevorzugten die »Guten« und lehnten die »Bösen« ab. Andere Puppen-Experimente zeigten, dass schon 13 Monate alte Kleinkinder eine »Theory of Mind« hatten, dass sie also Bewusstseinsvorgänge (Wissen, Überzeugungen, Absichten) anderer Menschen erkennen konnten – eine wesentliche Voraussetzung für moralisches Denken und soziale Interaktionen.⁹ In wieder anderen Experimenten halfen Kleinkinder spontan und ohne Aufforderung einem Erwachsenen, der Schwierigkeiten zu haben schien, einen Schrank zu öffnen.¹⁰ Das heißt, wir haben offenbar schon in sehr jungem Alter eine starke angeborene Tendenz, den positiven Umgang mit anderen Menschen zu suchen, ihre Absichten zu erkennen und auf Fairness zu achten.

Es ist daher nicht verwunderlich, dass bei allen Unterschieden im Detail jede bekannte menschliche Gesellschaft Güte und Kooperation wertschätzt, Grausamkeit ablehnt und Menschen in »gut« oder »böse« einteilt.

Warum sind wir Menschen so? Warum zeigen wir von Geburt an stimmige sozial relevante Verhaltensweisen? Woher kommen die sozialen Grundsätze, die das Spiel von Kindern leiten und das Leben von Erwachsenen prägen? Und warum bringen Menschen überall ähnliche Gesellschaftsordnungen hervor, mit vertrauten Merkmalen, die allgemein als gut bezeichnet werden?

Kulturelle Gesetzmäßigkeiten

Weil wir beim Blick über unseren Planeten eine wunderbare und faszinierende Vielfalt von Techniken, Künsten, Vorstellungen und Lebensformen entdecken, übersehen wir leicht, was sämtliche menschlichen Gesellschaften gemeinsam haben. Doch diese Begeisterung für die Unterschiede verstellt den Blick auf eine grundlegende Tatsache: Die Ähnlichkeiten sind größer und bedeutsamer als die Abweichungen.

Stellen Sie sich vor, Sie stehen auf 3000 Metern auf einer Hochebene und betrachten zwei Hügel, die vor Ihnen aus dem Plateau ragen. Von Ihrer Warte aus gesehen ist der eine Hügel 100 Meter hoch, der andere 300 Meter. Dieser Unterschied erscheint Ihnen gewaltig, und Sie bemühen lokal wirksame Kräfte wie die Erosion, um die Differenz zu erklären. Doch damit nehmen Sie sich die Möglichkeit, andere und bedeutsamere geologische Kräfte zu untersuchen, die zwei im Grunde recht ähnliche Berge hervorgebracht haben, von denen der eine 3100 und der andere 3300 Meter hoch ist.

Mit anderen Worten hängt das, was wir sehen, von unserem Standpunkt ab. Und wenn es um menschliche Gesellschaften geht, dann stehen wir allzu oft auf einer 3000 Meter hohen Hochebene

und sehen nur die relativ geringen Unterschiede, nicht aber die gewaltigen Gemeinsamkeiten. Um die Metapher weiterzuspinnen, stellen Sie sich vor, wie bestimmte menschliche Tätigkeiten, zum Beispiel die Landwirtschaft oder der Bergbau, die Landschaft verändern. Mit ihren Handlungen verändern die Menschen bestimmte Aspekte in der Erscheinung der Hügel, doch die grundlegende Form bleibt davon unberührt, und ihre Entstehung verdankt sich Kräften, auf die der Mensch keinerlei Einfluss hat. Das gilt auch für die menschliche Kultur: Sie prägt zwar bestimmte Aspekte unserer sozialen Erfahrung, doch viele andere Merkmale bleiben felsenfest und unverändert.

Ein Blick durch das Weitwinkelobjektiv hilft uns, dies zu verstehen. Astronauten, die gewiss nicht aufgrund ihrer Sentimentalität ausgewählt werden, erwähnen oft, wie lächerlich klein die Unterschiede zwischen den Menschen doch sind. Der Kosmonaut Alexander Alexandrow sagte zum Beispiel: »Wir sind über Amerika geflogen, und plötzlich habe ich Schnee gesehen. Es war das erste Mal, dass ich aus dem All Schnee gesehen habe. Ich war nie in Amerika, aber ich habe mir vorgestellt, dass Herbst- und Winteranfang dort genauso sind wie anderswo und dass sich die Menschen genauso darauf vorbereiten. Dann wurde mir klar, dass wir alle Kinder unserer Erde sind.« Und als der Spaceshuttle-Kommandant Donald E. Williams die blaue Kugel im Dunkel des Weltraums schweben sah, sagte er: »Dieses Erlebnis verändert die Sichtweise. Die Dinge, die wir in unserer Welt gemeinsam haben, sind viel wertvoller als alles, was uns trennt.«¹¹

Die meisten Erfahrungen, die dieses Staunen wecken, vermitteln uns das Gefühl, dass wir unseren vertrauten Bezugsrahmen hinter uns lassen. Auch wenn das schwer zu beweisen sein mag, sind einige Wissenschaftler der Ansicht, dass wir im Laufe der Evolution das Staunen gelernt haben, um einen kognitiven Perspektivwechsel vornehmen zu können, also unsere egozentrische Sicht zu überwinden und zu spüren, dass wir mit anderen Menschen verbunden sind.

Wenn wir bei der Beobachtung eines Naturphänomens – ob ein Gewitter, ein Erdbeben, eine riesige Eisfläche oder eine Wüste – unsere egozentrische Perspektive verlassen und ein verstärktes Gemeinschaftsgefühl verspüren, dann könnte dies früheren Menschen beim Überleben geholfen haben. Die Psychologen Dacher Keltner und Jonathan Haidt vertreten daher die Ansicht, dass das Staunen eine Rücknahme des Eigeninteresses bewirkt und uns das Gefühl vermittelt, Teil eines größeren Ganzen zu sein.¹² Die Primatenforscherin Jane Goodall beobachtete etwas Ähnliches bei Schimpansen: Sie staunen über Dinge in ihrer Umwelt und starren verträumt in Wasserfälle und Sonnenuntergänge, was vermuten lässt, dass dieses Gefühl seinen Ursprung in der Evolution hat.¹³

So scharfsinnig die Beobachtungen der Menschen sein mögen, die aus dem All auf unseren Planeten geblickt haben – hier auf der Erde tobt seit langem ein heftiger Streit zwischen denen, die glauben, dass es kulturelle Universalien, Gemeinsamkeiten gibt, die die gesamte Menschheit verbinden, und denen, die der Ansicht sind, dass die schiere Vielfalt der menschlichen Erfahrung wahre Gemeinsamkeiten ausschließt. Kultur kann man als ein Bündel von Vorstellungen und Erzeugnissen definieren, die von einer Gruppe hervorgebracht und kollektiv weitergegeben werden und die auf das Verhalten des Einzelnen wirken. Kulturelle Universalien sind Eigenschaften, die allen Menschen gemeinsam sind. Die allgemeine Verbreitung dieser Eigenschaften lässt vermuten, dass sie im Laufe der Evolution entstanden sind. So führt zum Beispiel die Tatsache, dass Menschen in jeder Kultur als einmalige Individuen identifiziert werden (fast immer unter Verwendung von Eigennamen) zu dem Schluss, dass unsere persönliche Identität etwas Grundlegendes und Universelles ist.¹⁴

Einige Kritiker glauben, solche kulturellen Universalien seien wissenschaftlich und moralisch anrühlich. Sie halten die Suche nach Universalien für problematisch, weil sie befürchten, dass damit allen Menschen vorgegebene (und überwiegend westliche) Katego-

rien übergestülpt werden sollen; damit blicke man nicht über die menschliche Vielfalt hinaus, sondern trampele ganz einfach über sie hinweg. Einige äußern die Sorge, solche Universalien könnten dazu missbraucht werden, fremde kulturelle Praktiken als anormal zu stigmatisieren.

Extreme Kritiker sehen schon in einer einzigen Ausnahme von einer Universalie den Beleg dafür, dass es sich nicht um ein allgemein menschliches Phänomen handeln kann. Doch eine Fähigkeit, die allen Menschen gemein ist, muss noch lange nicht auch von allen Menschen zum Ausdruck gebracht werden. Diese Kritiker übersehen für gewöhnlich, dass sich die von ihnen angeführten Ausnahmen nur unter gewaltigen Anstrengungen der natürlichen Ordnung widersetzen. So kennen wir zum Beispiel auf der ganzen Welt nur eine einzige Gesellschaft, die Baining von Neuguinea, die den angeborenen Spieltrieb unterdrückt. Doch das bedeutet nicht, dass ihre Kinder keinen solchen angeborenen Spieltrieb haben. Im Gegenteil, die Unterdrückung dieses natürlichen Triebs erfordert gebündelten gesellschaftlichen Einsatz, die Erwachsenen müssen das Spiel ihrer Kinder abwerten und unterbinden.¹⁵

Die Diskussion um Universalien stößt noch weiterreichende Debatten an. Die bekannteste, auf die wir noch zu sprechen kommen werden, ist vermutlich die Diskussion um Natur und Kultur. Wer behauptet, dass es menschliche Universalien gibt, wird meist in das Lager der »Natur« gesteckt. Ein anderer Konflikt ist der zwischen »Synthetikern« und »Analytikern«. »Synthetiker« sind diejenigen, die Ähnliches zusammenfassen, »Analytiker« suchen dagegen nach immer feineren Unterschieden in der Natur.¹⁶ Ein weiterer Graben trennt diejenigen, die durchschnittliche Tendenzen eines Phänomens suchen (zum Beispiel den Durchschnittspreis eines Hauses auf dem Immobilienmarkt), und diejenigen, die sich für die Varianz interessieren (zum Beispiel die Bandbreite der Immobilienpreise und die regionalen Kräfte hinter diesen Preisunterschieden). Es wäre wesentlich sinnvoller, diese unterschiedlichen Ziele – die Suche

nach Ähnlichkeiten oder Unterschieden – nicht als gegensätzliche Ansätze bei der wissenschaftlichen Erforschung natürlicher Phänomene und der Menschheit zu begreifen, sondern als aneinander ergänzende Fragestellungen.

Émile Durkheim, Franz Boas, Margaret Mead, Ruth Benedict und andere Sozialwissenschaftler der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts waren der Auffassung, dass sich Kultur nicht durch psychologische und ererbte biologische Merkmale erklären lasse. Ihrer Ansicht nach war die Kultur etwas, das Menschen bewusst geschaffen hatten und das sich nicht auf tiefere Ursachen reduzieren ließ.¹⁷ Noch in den siebziger Jahren behauptete der Kulturanthropologe Clifford Geertz, es gebe diese Universalien zwar, doch neben der Bandbreite ihrer Ausdrucksformen seien sie nicht von Interesse. Der Abstraktionsgrad, der nötig sei, um diese Universalien zu finden, sei nicht hilfreich, befand er.¹⁸ Die menschliche Natur sei lediglich das undifferenzierte und extrem formbare Rohmaterial, das man vernachlässigen könne.¹⁹ Für diese Denkrichtung stand daher die kulturelle Vielfalt im Mittelpunkt des wissenschaftlichen Interesses.

Andere Sozialwissenschaftler teilten diese Auffassung nicht. Der Anthropologe Clark Wissler beschrieb 1923 ein »allgemeingültiges Muster« kultureller Merkmale und vertrat die Ansicht, dass diese Universalien – die mit Sprache, Ernährung, Behausung, Kunst, Mythologie, zwischenmenschlichem Umgang und mit Einstellungen zu Eigentum, Macht und Krieg zusammenhingen – ihre Wurzeln in der menschlichen Biologie hatten. Der Anthropologe Bronislaw Malinowski erörterte 1944 die Abhängigkeit der Kultur von den »organischen Bedürfnissen des Menschen« und suchte nach Entsprechungen der menschlichen Grundbedürfnisse (zum Beispiel Sicherheit, Fortpflanzung und Gesundheit) in der Kultur (zum Beispiel Schutz, Verwandtschaft und Hygiene).²⁰

(...)